

Der Text ist gekürzt erschienen in der Zeitschrift "Der Alltag" Nr.73, Oktober 1996, S. 105-122

Cordia Schlegelmilch

Ich packe ein

Sauer? Ja sauer! Wie Sammelsurium, denn die Verbindung der beiden Worte 'sammeln' und 'sauer' zu 'Sammelsur' bedeutet im Norddeutschen mit der lateinischen Endung so etwas wie "saures Gericht aus gesammelten Speiseresten". Wer denkt dabei nicht gleich an Soljanka, einen suppiden Eintopf aus Wurstresten und Letschogemüse, der auf keiner Speisekarte der DDR fehlen durfte? Ebenso wie mit 'sauer' schwingt auch in 'Sammelsurium' etwas Verdrießliches, Abschätziges, zwar nicht völlig Verderbliches, aber doch Geschmacksminderndes mit. Ein Sammelsurium, das ist eben ein Mischmasch, ein völliges Durcheinander von Zeugs, das daher leicht schlecht werden kann und viel weniger wert(voll) ist als eine strategisch angelegte Sammlung. Dafür hält ein Sammelsurium aber mehr Überraschungen bereit. Oft sogar für den, der es selbst angerichtet hat.

So erging es mir neulich, als ich mir die ganzen Dinge, die sich im Laufe der letzten Jahre so angesammelt hatten, noch einmal genauer anschaute und das ein oder andere mit dem Seufzer "ach ja, das auch noch" in die Hand nahm. Der Sachse hätte dazu nur den einen Kommentar: "Was wollen 'Se denn mit dem ganzen Gelumpe?". Und tatsächlich befinden wir uns in dem Augenblick, in dem meine Blicke über die heillose Unordnung meines unüberschaubaren Sammelsuriums gleiten, mitten in Sachsen, genauer gesagt, auf einem Dachboden in Wurzen, einer der ältesten Kleinstädte im Freistaat. Falls Sie aus der alten Bundesrepublik stammen, habe ich volles Verständnis dafür, wenn Sie mit einem verlegenen Achselzucken andeuten, daß sie nicht die leiseste Ahnung haben, wo sich diese Stadt befindet. Dem gelernten DDR-Bürger dagegen ist Wurzen, rd. 30 km östlich von Leipzig gelegen, sofort ein Begriff, zwar nicht als touristisches Muß, aber von den Produkten her. Denn aus diesem kleinen Industriestädtchen, das als regionales Zentrum der Metall- und Lebensmittelindustrie galt, kamen DDR-weit die Kekse in die Läden oder besser unter die Ladentische. Beliebt waren zu Weihnachten die Pfeffernüsse, wobei man sich heute noch streitet, ob die mit oder ohne Schokolade besser geschmeckt haben. Den Rest des Jahres gab es Chips und Cornflakes (die nicht knackig waren) und - in sehr geringen Mengen - die 'Wurzener Extras', worunter man sich hauchdünne quadratische Waffelblättchen umhüllt von Zartbitter-Schokolade vorzustellen hat.

Wie um alles in der Welt sollte dies alles in mein kleines Auto passen? In den Kekstüten, die sich irgendwo hinten in einer Kiste stapelten, sah ich ja noch das geringste Problem. Aber was mit den rd. 13 Wandteppichen mit Karl-Marx, Ernst Thälmann und anderen Symbolfiguren des sozialistischen Kampfs, was mit den sperrigen, schweren Teilen aus dem Nachlaß einer alten Schmiede, den unzähligen Kisten mit alten Büchern aus DDR-Verlagen, einigen großen gerahmten Bildern, Hartfaserplatten bemalt mit poli-tischen Losungen oder Ansichten von Wurzen? Wie verpacke ich den diversen Hausrat - die Hausbar-Garnitur in fünf Teilen, das Viererset Stieleisbereiter, die Eierbecher und Untersetzer, das meiste aus Plastik und Alu? Wohin mit Pulax (kein Abfuhrmittel sondern Scheuersand für Bad und

Küche) und fünf großen Orgelpfeifen, die ich einmal auf einem Basar zur Unterstützung der Restaurierung der Wenceslaikirche erstanden habe? Jede Stadt hat auch ihre regionalen Besonderheiten. In Wurzen, bekannt nicht nur für die Kekse, sondern auch für die Teppichfabrik VEB Halbmond, hatten es mir stets die Untersetzer angetan, auf die ich ständig stieß. Das sind eingefaßte quadratische Teppichreste - offenbar ein Abfallprodukt der Teppichfertigung - auf denen meist Telefone standen oder in Geschäften das Wechselgeld ausgebreitet wurde. Auch die schöne schwarze Lackhandtasche, in der ein kleines 2 Mark Billett mit der Aufschrift "2. Kulturfesttage Wurzen-West 1975" steckte, und die ich bei einer Sperrmüllsammlung mitgenommen habe, konnte ich doch nicht dalassen. Dann tütenweise Orden- und Aktivistennadeln, Wimpel, Fahnen, Urkunden, Mitgliedsausweise, sorgfältig geführte Brigadetagebücher in ro-tem Kunstledereinband, Materialien für die FDJ- und Pionierarbeit einschließlich der genauen Skizzen verschiedener Friedensmärsche durch Karl-Marx-Stadt oder Dresden. Dazwischen eine dicke beige Ofenkachel mit einem Relief von Joachim Ringelnatz im Profil (ein Wurzener Sohn) und die kompletten Jahrgänge der Heimatzeitschrift 'Der Rundblick' seit ihrem Erscheinen im Jahre 1954. Mir war plötzlich klar, daß der Transport all dieser Dinge in meine Berliner Wohnung mit einer einzigen Fuhre nicht zu machen war.

Dabei bin ich weder eine private Sammlerin noch vom Museumsfach. Auch hat mich keine besonders schwere Form der Ostalgie erfaßt. Allenfalls kann man mir einen gewissen Blick für alte, noch brauchbare Gegenstände nachsagen, den ich während meines Berliner Studiums bei Sperrmüllaktionen und dem Durchforsten von An- und Verkauf-Läden nach passenden Einrichtungs- und Haushaltsgegenständen erworben habe. Regelmäßig schleppte ich immer mehr nach Hause als ich wirklich brauchte, denn es war billig oder umsonst. Wenn schon wenig Geld, dachte ich damals, dann wollte ich doch wenigstens originell sein. Gleichzeitig fielen mir viele sehr persönliche Dinge in die Hände, wie z.B. private Fotoalben mit schönen Stoffeinbänden und aus sehr unterschied-lichen Zeiten. Sie regten meine Phantasie an und ich stellte mir immer wieder die Frage nach dem Umgang mit persönlicher Geschichte: Wie und in welchem Zusammenhang sind diese privaten Dokumente in die Trödeläden gekommen oder auf dem Müll gelandet? Das Betrachten der weggeworfenen anonymen Familien- und Ehegeschichten stimmte mich traurig und ich beschloß künftig jedes Fotoalbum, das ich fand, mitzunehmen.

Aber um zu Wurzen zurückzukommen. Dort hatte alles ganz harmlos, ja beiläufig angefangen. Im Herbst 1990 hatte ich mich mit soziologischer Neugier aufgemacht, um zu erforschen, wie sich der Alltag in einer ganz normalen Kleinstadt der DDR nach der Wende verändert. Meine Utensilien waren ein kleines Tonbandgerät und mein Fotoapparat. Zwar wußte ich, daß man als soziologische Ethnographin alle verfügbaren und historisch validen Belege einer Region zu sammeln hat - also auch Objekte. Auch war ich bereit, mich mit mehr Engagement als sonst in der Wissenschaft üblich, auf Land und Leute einzulassen. Bloß wie und mit was man aus diesem Prozeß herauskam, das war stets offen. Ich hatte mir nach einer längeren Reise durch die ostdeutschen Provinzen die rd. 19.000 Einwohner zählende Stadt Wurzen ausgesucht und bezog im September mit nur einer kleinen Reisetasche ein schlichtes möbliertes Zimmer auf dem Dachboden eines

langgestreckten einstöckigen Hauses in der Dresdener Straße am Rande der Altstadt. Moderner Dachausbau wäre zuviel gesagt, aber die in dem Haus wohnende Familie D. hatte für ihre älteste Tochter am Kopfende des Speichers ein paar Quadratmeter mit einer dünnen Wand abgetrennt und die Heizung einfach nach oben verlegt. Die Tochter war schon seit längerem ausgezogen, und ich war erleichtert, über eine Verkäuferin den Tip bekommen zu haben, denn nach wie vor machten es Wohnungsnot, zu kleine Wohnungen und fehlende Hotels nicht leicht, eine Unterkunft zu finden. Von der Seite der Straße aus war dem Haus durch einen dicken dunkelgrauen Putz und erneuerte Fenster keinerlei bedeutende Vergangenheit anzu-sehen. Auch als ich das erste Mal über den Speicher ging, auf dem trotz sechs Glühbirnen durch die Höhe des Raumes und das gewaltige dunkle Gebälk kaum etwas zu erkennen war, fiel mir nichts auf. Man mußte nämlich, um zu dem kleinen Zimmer mit den schrägen Wänden zu gelangen, über die ganze Länge des Dachbodens gehen, der nur auf einer Seite durch ein paar größere Spanplatten unterteilt war. Das einzige, was ich nach dem ersten Aufstieg über eine schmale steile Treppe sah, war ein alter dunkel gebeizter Wohnzimmerschrank mit Vitrine und links neben der Tür meines zukünftigen Zimmers eine niedrige, schlichte Ankleide- und Frisierkommode aus hellem Holz, wie man sie üblicherweise in Schlafzimmern findet. Der hohe dreiteilige, ausklappbare Spiegel ermöglichte es - sofern sich die Augen an das schummrige Licht gewöhnt hatten - sich von allen Seiten zu mustern. Frau D., die mich hinaufgeführt hatte, entschuldigte sich für die Unannehmlichkeiten, die mir der Gang über den Speicher bereiten könnte: die Kälte, das Unaufgeräumte, der Staub und sie bot mir noch einmal an, den anderen Zugang zu wählen, der über eine kleine Treppe vom Kinderzimmer ihrer Wohnung direkt in meines führte. Mir war der Hausflur und das Abenteuer über die Bodentreppe lieber, und wie konnte sie wissen, daß unaufgeräumte Dachböden auf mich schon immer einen Reiz ausgeübt haben. Welche ge-schichtliche Bedeutung das zunächst so unscheinbar aussehende Haus hat, das wurde mir erst als Bewohnerin deutlich.

Da ist zuerst der etwas verwilderte, in seiner Struktur aber noch deutlich zu erkennende Biedermeiergarten an der Rückseite des Hauses. Dort findet man noch einige Grabsteine der Familie, die das Haus 1853 einst erworben hat. Über der Gartentür ist eine kleine Marmortafel befestigt, auf der in altertümlicher Schrift zu lesen ist: "Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser." Wären da nicht zwei Holzverschläge für Fahrräder und Kohlen am Rande des Gartens, sowie unter einer alten Kastanie der übliche kleine viereckige Gartengrill, nichts würde einen an die Gegenwart erinnern. Über den Museumsleiter erfuhr ich, daß es sich bei dem Käufer des im Jahr 1834 erbauten Hauses um einen Carl-Ludwig Langbein handelte, der 1848 als Abgeordneter in die Frankfurter Nationalversammlung gewählt wurde. Ich will Ihnen die ausführliche Familienchronik der Langbeins ersparen, aber vielleicht ahnen Sie, wie es mir in den ersten Tagen in diesem Haus ergangen ist. Mir wurde bewußt, daß ich bei meinen Erkundungen auf viel mehr Geschichte stoßen würde, als nur auf 'DDR pur'. Die DDR geht eben nicht in Plaste- und Alukultur auf. Nicht nur im Langbeinhaus sondern bei vielen anderen Streifzügen durch die Straßen und Gebäude der Stadt zeigte sich, wie sehr in der Provinz die Reste vergangener Epochen noch mit dem Alltag verwachsen waren. Auch wenn es einige engagierte geschichtsbewußte Einzelkämpfer gab, die der verordneten Traditionslosigkeit in der DDR entgegenwirken wollten und sich gerade

in den letzten Jahren des Bestehens der DDR eine gewisse Toleranzbreite entwickelt hatte, so ist es dennoch keine Übertreibung, wenn den Verantwortlichen für Kultur und Geschichte ein sehr einseitiger Zugriff auf das historische Erbe bescheinigt werden muß. Aber gerade in der Provinz fehlten schon immer die Mittel, um z.B. das ehrgeizige Wohnungsbauprogramm des sozialistischen Plattenbaus auch nur annähernd in die Realität umzusetzen. Schon ein umfassender Abriß vieler von Kriegsfolgen zwar kaum zerstörter, aber stark sanierungsbedürftiger Häuser der Altstadt scheiterte an wirtschaftlichen Realitäten. In der DDR lebte man von der Substanz - nicht weil man wollte, sondern weil man mußte. Ökonomische Gründe waren es auch, die die Leute veranlassten, fast alles aufzuheben. Die DDR war im Gegensatz zur westlichen Wegwerfgesellschaft eine strikte Aufhebe- und Wiederverwertungsgesellschaft: Schließlich wußte man nie, wozu man etwas noch einmal brauchen konnte. Vergangene Wohnstile und Moden waren hier nicht wie im Westen neu entdeckt, imitiert und in neue Modeströmungen integriert worden, sondern man konnte in der Provinz bis zuletzt Dinge der 20er, 30er, 40er, 50er und 60er Jahre gleichzeitig vorfinden. Die Cocktailbar, eine in westlichen Großstädten seit einigen Jahren wiederentdeckte Kultur, von deren heißer Stimmung mir nur noch ein altes Fotoalbum meiner Eltern erzählt, sie gibt es im Kulturhaus 'Schweizergarten' in Wurzen noch im Original. Noch! Denn das, was in der langsamen DDR allmählich verfiel und durch Gebrauch und fehlende Reparaturen verschleißt, wird nun im Zeitalter der schnellen Marktwirtschaft im Zeitraffertempo abgerissen, erneuert, verändert oder schlicht - bis zur weiteren Verwendung - zum Niemandsland erklärt. Hier, in den neuen verbotenen Zonen, den stillgelegten Fabriken, leeren Geschäften, verlassenen Häusern, Sowjetkasernen und Landschlössern, von denen es im Kreis Wurzen so viele gibt, grassiert der Vandalismus. Geschichte verschwindet - spurlos. Auch in Biographien und Firmengeschichten werden die letzten 40 Jahre oft umgedeutet und in neue - unverfängliche - Zusammenhänge gestellt. So kommt es, daß selbst Mitropa, der Inbegriff von DDR-Gastronomie seit der Wende mit seiner langen Tradition wirbt: 'MITROPA seit 1916' steht jetzt auf jedem Pappbecher.

In den fünf Jahren, in denen ich immer wieder für einige Monate im Langbeinhaus gewohnt habe, habe ich mit der Entwicklung, die allein dieses Haus und seine Bewohner genommen hat, den Wechsel der Zeiten besonders hautnah miterleben können. Ich war Zeugin einer beschleunigten Vernichtung von Alltagskultur und ihrer Erneuerung. Es wurde rekonstruiert, abgerissen und weggeworfen als sollte ein schwerer Makel getilgt werden. In diesem Prozeß erappte ich mich dabei, wie ich immer wieder im Vergangenen wühlte und versuchte, etwas von dem, was so plötzlich auf dem Müllhaufen der Geschichte landete, wieder herauszuholen. Die Dinge zogen mich magisch an, waren mir auf eine merkwürdige Weise fremd und vertraut zugleich. Es mag vielleicht pathetisch klingen, aber ich fühlte die besondere historische Situation in ihrer unwiderruflichen Eigendynamik und wollte mit meinen bescheidenen Mitteln retten, was zu retten war. Ist das sentimental? Der Schriftsteller Bruce Chatwin formuliert diesen Zusammenhang in seinem Roman 'Utz' viel zynischer und offensiver. Obwohl er Utz, einen leidenschaftlichen Privatsammler von Meißner Porzellan, als einen politisch neutralen und Gewalt verabscheuenden Mann beschreibt, begrüßte dieser dennoch jede Form von Katastrophe, dank derer neue Kunstgegenstände auf den Markt geworfen wurden. "Kriege, Pogrome und Revolutionen" pflegte Utz zu sagen, "sind ausgezeichnete

Gelegenheiten für den Sammler." Aber es gab noch einen anderen Hintergrund, der mich bewog Gegenstände aufzuheben. Sie sollten später, nachdem ich Wurzeln verlassen hatte und mich nur noch dem Schreiben widmete, meine Erinnerungen wachhalten und vielleicht einmal in Form einer kleinen unprätentiösen Ausstellung das Geschriebene ergänzen.

Bei meiner Ankunft Ende 1990 liegt mir die Geschichte noch fast unverändert zu Füßen. In zwei Zimmern auf der Rückseite des Erdgeschoßes, von denen eines mit einer doppelflügeligen Tür den Zutritt zum Garten eröffnet, lagern Einzelstücke des großbürgerlichen Haushalts der Langbeins. Es sind vor allem Biedermeiermöbel, die nach dem Tod der beiden Tanten, die bis 1981 noch in diesem Haus wohnten, in den Bestand des Kreismuseums übergegangen waren. Im vorderen Teil des Erdgeschoßes, schon seit Anfang des Jahrhunderts als separate Wohnung für Mietmieter genutzt, wohnt die inzwischen über 80jährige Frau W., die 1979 - damals mit ihrem Mann - in die Wohnung eingezogen war. Die Wohnung der sehr christlichen alten Frau vermittelt mit ihrem ganzen Mobiliar noch ganz die Vorkriegszeit. In der ersten Etage repräsentiert die Familie D. die erste 'Wohlstandsgeneration der DDR', die mit dem VIII. Parteitag der SED in den Genuß einer Reihe materieller und sozialer Vorteile kam. Sie sind beide um die 40 Jahre alt, er Metallfacharbeiter, sie Verkäuferin von Beruf und haben drei Kinder. Während die unteren Räume noch ganz dem ursprünglichen Zuschnitt des Hauses entsprechen, hat die Familie D. die Wohnung nach ihren veränderten Bedürfnissen umgestaltet. Herr D. hat Wände verändert, die Fensterrahmen erneuert und Küche und Bad umgebaut. In der Wohnung befindet sich alles, was zum klassischen DDR-Standard gehört. All' das dagegen, was kaputt gegangen war, nicht mehr aktuell war oder die Kinder nicht mehr brauchten, war auf dem Speicher abgestellt. Dort befand sich außerdem das gesamte Werkzeug und Material für Reparaturen oder Umbauten. Ich ertappte mich manches Mal wie ich beim Durchqueren des Dachbodens stehenblieb, um zu gucken, was sich da an Familienleben offenbarte. Ich wußte, daß 'man' das nicht macht, andererseits schienen mir die Gegenstände, die ich wahrnahm so unverfänglich, daß ich mich in diesem Fall über das Verbot einfach hinwegsetzte. Das waren Gegenstände aus allen Phasen der DDR und der Familie D.. Auf den ersten Blick fielen vor allem die vielen abgelegten Kindersachen auf. Da war ein weißes Kindergitterbett, ein alter Puppenwagen, Waschkörbe voll bepackt mit Spielzeug, ein alter Couchtisch, zwei defekte Kaffemaschinen und eine einzelne Kanne. Auf einem der waagerechten Dachbalken standen Romane aneinandergereiht, ein paar Kinderbücher und in einem Karton alte Hefte aus der Comicserie Mosaik. Daneben eine ganze Reihe von Koffern unterschiedlicher Größe, ein Rucksack, große braune Einkaufstaschen und buntgeblünte Nylonbeutel. Fasziniert haben mich vor allem die halboffenen Pappkartons mit den in zerknülltem oder zerrissenem Papier eilig weggelegten Utensilien für Feiertage wie Ostern und Weihnachten und eine Menge alter Faschingskostüme. Ich habe oft mitbekommen, wie zu den gegebenen Anlässen die Kartons vom Speicher geholt und ausgepackt wurden: zu Ostern die großen hohlen Pappostereier und grünes Papiergras, im Winter die Nikolausbeutel aus Filz, die Weihnachtspyramide aus dem Erzgebirge, die Weihnachtsteller und der Christbaumschmuck. Nicht nur der Vorgang des Aus- und Einpackens, sondern auch die Ästhetik der Dinge, die

Farben, das Material, das 'Selbstgebastelte' riefen in mir unmittelbar Kindheitserinnerungen wach. Damals, auch bei uns, wurden die Sachen immer wieder hervorgeholt und weggestellt. Sie waren in diesem steten jahreszeitlichen Ablauf zeitlos geworden. Nicht ganz! Denn ich entdeckte in einer Ecke, offenbar nie beachtet und nie benutzt, einen recht verstaubten, etwa 13 cm großen Schneemann aus unterschiedlich großen hellen Holzkugeln zusammengesteckt. Er hat einen schwarzen Zylinder auf, eine rote Rüben Nase und ein Paar erschrockener Augen im Gesicht, einen blauen Schal um den Hals, drei schwarze Knöpfe auf den Bauch gemalt und hält in der rechten Hand einen stilisierten Besen. In der Linken steckt eine lange Pfeife, deren eine Hälfte zerbrochen auf dem Boden lag. Hier handelte es sich offenbar doch um ein älteres, nicht mehr so gefragtes Modell eines Räuchermännchens, und ich beschloß an einem der ersten langen Winterabende, den Schneemann zur Gesellschaft in mein Zimmer zu holen. Das war der Beginn meiner Sammlung.

Die Atmosphäre im Langbeinhaus hat mich für mein weiteres Vorhaben, mir von den Wurzenern Erinnerungen und ihre gegenwärtigen Eindrücke schildern zu lassen, inspiriert. Mit ihrer Hilfe und anderem dokumentarischen Material wollte ich die genaue Topographie einer Kleinstadt erstellen. Für gewöhnlich besuchte ich meine Gesprächspartner in ihrer Wohnung oder an ihrem Arbeitsplatz. Einigen erschien die Neugierde für die alten, gerade beendeten Verhältnisse skurril. Sie waren irritiert und meinten "Und da haben Sie sich ausgerechnet Wurzener ausgesucht, dieses 'drecksche` Nest? Was ist denn daran interessant? Und wieso kommen Sie gerade auf mich?" Dennoch folgte der Vorsicht und Zurückhaltung zu Beginn des Gesprächs meist eine überraschende Offenheit, besonders dann wenn die Leute merkten, daß ich von ihnen keine großen geschichtlichen Analysen erwartete, sondern mich für die vielen kleinen Dinge ihres Alltags, ihre unspektakulären Erfahrungen und ihre konkrete Umgebung interessierte. Einige Menschen tendierten nach den vergangenen Ereignissen dazu, Freunden und Bekannten zu mißtrauen und sich sozial zu isolieren. Deshalb wurde die Möglichkeit, über vergangene Ereignisse mit einer Fremden, nicht unmittelbar Beteiligten zu sprechen, gern aufgegriffen. Ich dachte nicht in Kategorien von Täter und Opfer. Was mich bewegte war, in welchem Ausmaß die Menschen bereit waren, sich auf ihre Vergangenheit überhaupt einzulassen. Die meisten faßten Vertrauen, fühlten sich ernst genommen und brachten Dokumente, Fotos, Briefe, Tagebuchaufzeichnungen oder Auszeichnungen ins Spiel, die sie nach den Wendeereignissen erst einmal weit weg, in eine Ecke gelegt hatten. Für nicht alle, aber doch viele waren Auszeichnungen, Urkunden, Medaillien, Parteimaterial, Mitgliedsbücher, Fotos von offiziellen Anlässen plötzlich ohne Bedeutung, jedenfalls hatten sie ihren einstigen Stellenwert für Karriere und Ansehen verloren. Mehr noch, manchmal war es auch die Last der Vergangenheit, für die man sich schämte. Vielleicht rief sie auch Verbitterung und Enttäuschung hervor. Deshalb hatten eine ganze Reihe von ehemaligen leitenden Angestellten oder Funktionären mit denen ich sprach, viele Dinge, Akten und Arbeitsmaterialien schon weggeworfen. So lösten sich ganze Kreisarchive früherer gesellschaftlicher Organisationen unbemerkt in Nichts auf. Andere wußten nicht so recht, was sie mit diesem Teil ihrer Biographie und den Dokumenten künftig anfangen sollten. Vor allem Ende 1990/Anfang 1991 traf ich häufig stellvertretende Betriebsleiter, Abteilungs- oder Regionalleiter an, die nur

noch wenige Tage im Betrieb waren und ihren Schreibtisch aufräumten. War der Betrieb bereits geschlossen, führten sie mich zwar durch menschenleere Räume, aber die Arbeitsprodukte und viele Einrichtungsgegenstände waren noch an ihrem Platz als wäre nichts geschehen. Es war wie nach einem Filmriß, bei dem die Bewegung der Bilder zu einem 'Still' gerinnt. Auf Paletten warteten Einzelteile orangefarbener Arbeitsmützen oder Briefmappen aus Lederimitat auf ihre weitere Verarbeitung, die Nähmaschinen mit Aufklebern von Marienkäfern, auf denen 'Ich bin ein Glückskäfer' zu lesen war, standen staubfrei und gut geölt für die Produktion bereit. Da sah man die Wandzeitungen der Brigaden, im Zimmer des Parteisekretärs lagen die Geschichte der Arbeiterbewegung in mehreren Bänden, Betriebs- und Vergütungsordnungen, Schriften über das Staats- und Verwaltungsrecht und das Handbuch für das Ferienlager als ob sie morgen schon wieder gebraucht würden. Große Wandteppiche mit Marx und Engels grüßten noch von den Kantinenwänden und die Betriebsbibliotheken mit ausgesuchter pädagogisch wertvoller Literatur zeugten noch anschaulich von den Bemühungen den neuen Menschen zu erziehen.

Überhaupt die verlassenenen Orte. Von denen, die ich betreten habe, haben mich die Kaserne und das Schloß Nischwitz - einst Landsitz des Grafen Brühl - am nachhaltigsten beeindruckt. Als ich an einem herbstlichen Nachmittag, begleitet von zwei Männern aus der Verwaltung, in die ehemalige Sperrzone ging, bot sich mir ein beklemmendes Bild. Das was ich sah, erinnerte mich an die meist in spärlich beleuchteten Räumen installierten Nachlässe anonymer Personen - häufig von Kindern - die der Künstler Christian Boltanski geschaffen hat. Er inszeniert in seiner 'Kunst der Erinnerung' eindringliche Räume aus Alltagsgegenständen, Amateurfotos, Archivmaterial oder Kleidern. Die Memorabilien privater Existenzen sind Vergangenheit und gleichzeitig durch die Kunst aufbewahrt. Doch die Kaserne in Wurzen ist Realität. Obwohl sie, "die Freunde", schon seit Monaten weg waren, sah es in den riesigen Hallen aus, als wären sie nur unerwartet zur Truppenübung abkommandiert worden. In der Kantine auf Tischen, die lange Schulbänken glichen, waren überall Teller, weiße Emailtassen mit Kaffeeresten, angebrochene Milchtüten, Wasserkessel und Brotkanten. Einige Fenster standen offen, in einem Nebenraum der Kantine waren drei Stühle zusammengerückt, auf einem lag ein Brettspiel mit runden blauen und weißen Plastiksteinen. Daneben leere Bierbüchsen und auf mehreren Holzrosten, die aufeinandergestapelt waren, rd. 30 Kastenbrote, von denen etliche auf die Erde gefallen waren.

Auf dem steinernen Fußboden in den Schlafräumen fand ich ein kleines zusammengerolltes, verblaßtes und schon recht vergilbtes schwarz-weiß Foto, auf dem ein Offizier zu sehen ist, der stolz an der geschlossenen Fahrertür eines weißen Wartburgs lehnt. Die Aufnahme muß an einer bewachsenen Schutthalde nicht weit vom Kasernengelände gemacht worden sein. Die Sonne scheint so stark, daß man neben dem Offizier den Schatten des Fotografen auf dem weißen Autoblech erkennt. Der auf der Wiese positionierte Wartburg wirkt wie ein Requisit. Ob sich auch andere Offiziere, sozusagen reihum, an diesem Auto fotografieren ließen oder ob der Offizier der stolze Besitzer war, werde ich nie erfahren, dachte ich und steckte das Bild ein.

Ferner schleppte ich eine große schwere Tafel mit nach Hause, auf der mit stilisierten Figuren und russischer Kurzbeschreibung der mechanisierte Ablauf des Abwaschs in einer Großküche skizziert ist. Auch das gab mir angesichts der zahlreichen riesigen und völlig verrosteten Badewannen, die erhöht auf Stahlträgern in der Küche ruhten, Rätsel auf.

Der Neubau eines Seniorenheims in Wurzen bedeutete das Ende der vierzigjährigen Nutzung des 1750 erbauten Schlosses Nischwitz als Pflegeheim für Alte und Kranke. Nach seiner Renovierung soll es künftig einigen Unternehmen im Kreis als Repräsentations- und Tagungsstätte dienen. Ich kam zu dem Zeitpunkt, als es zwar schon menschenleer, aber noch nicht mit den Restaurierungsarbeiten begonnen worden war. Vor dem Schloß lagen Gebirge aus alten Betten und Matratzen für die Müllabfuhr bereit. Ein paar Arbeiter, die mit dem Ausräumen für diesen Tag fertig waren, brachen zum Feierabend auf. Mit ein paar freundlichen Worten fragte ich, ob ich mich nochmal anschauen dürfte. "Na klar junge Frau."

Im Inneren traf ich auf einen jungen Restaurator, der, auf einer hohen Leiter stehend, die schon recht zerstörten Fresken des Treppenhauses untersuchte. Obwohl die Steintreppen halsbrecherisch abgetreten und mürbe waren - wie viele alte Leute haben sich wohl erst hier das Bein gebrochen - gab es vieles, was sich recht gut erhalten hatte: Die Parkettböden, die blausamtenen barocken Polstermöbel, die an den Rändern vergoldeten weißen Spiegelschränke und Vitrinen mit dem fürstlichen Porzellan, alte Kachelöfen und schöne alte Kerzenleuchter.

In das Ganze gut integriert waren kleine Memorialbezirke, die an den sozialistischen Aufbau erinnerten, in einem kleinen Holzgetäfelten Raum beispielsweise das große Gemälde eines pflügenden Bauern oder - an der Wand hinter der kleinen Sitzecke der bebilderte Stammbaum einer mir unbekanntes Familie. In den riesigen Schloßzimmern mit blinden, nicht zu öffnenden Fenstern standen - schon zusammengerückt - moderne Krankenbetten, Kleidersäcke für das Rote Kreuz, Krücken und mit weißen Tüchern abgedeckte medizinische Geräte. Überall erinnerten Tafeln mit 'Hinweisen für Besucher' an die beendete Nutzungsphase. Obwohl ich mir vorstellen konnte, daß die Räumung des Schlosses mehr als überfällig war, kamen mir doch Bedenken, ob die neuen Nutzer das einmalige Kulturgut in seiner Gänze zu schätzen wissen. Und überhaupt, warum war das Schloß so ungesichert begehbar? Wer Bescheid wußte, konnte wie ich ohne weiteres hineinkommen und mitnehmen, was ihm in den Sinn kam. Einen Augenblick lang dachte ich sogar selbst an diese Möglichkeit, womit Sie sehen, wie leicht ein Sammler zum Dieb werden kann. Ich beschloß das in mich gesetzte Vertrauen nicht zu enttäuschen und es beim Photo-graphieren zu belassen. Für ein paar Stunden vergaß ich, daß ich mich im Jahr 1996 befand.

Aber wer ist überhaupt für den Nachlaß eines vergangenen Regimes verantwortlich? Die Antwort darauf schien keiner zu wissen. Genausowenig wie sich die Noch-Verantwortlichen, die mich in Räume führten, die mir zu DDR-Zeiten wohl verschlossen gewesen wären, nicht ganz darüber im Klaren waren, ob sie mir überhaupt Einlaß gewähren durften. Neben ganz Ängstlichen gab es auch Mutige und Schlitzohren, die meine Neugierde sehr gern zum Anlaß genommen haben,



auch mal Verbotenes zu wagen.

So bin ich mit einem Betriebsarchivar an einem der letzten Tage seines Dienstverhältnisses als Arbeiterin mit Kopftuch und Schürze verkleidet in Archive und Lagerräume vorgedrungen. Er zeigte mir nicht ohne Stolz das ehemalige Traditionskabinett des Betriebes, immerhin ein Ergebnis seiner früheren Tätigkeit, überließ mir einige Broschüren und Bücher zur Betriebsgeschichte sowie ein kleines Sortiment ehemaliger Produkte des Betriebs, die ich aus Rücksicht auf den mutigen Archivar hier natürlich nicht nennen kann.

Wesentlich selbstbewußter ist da Frieda Sternberg. Die aus Ostpreußen stammende über 70jährige Frau war bis 1986 Vorsitzende der Vorzeige-LPG Ernst-Thälmann und bis zum Ende der DDR Kandidatin des Zentralkomitees. Sie überließ mir bereitwillig ihr gesamtes Parteitagsmaterial, worunter sich Fotos, Briefe, Reden und sogar die siebensprachige Speisekarte des ZK mit Kalorienangaben befindet. Sie suchte Broschüren und Dokumente zur Entwicklung der LPG zusammen und führte mich in ein idyllisches altes Haus mit einem großen Seerosenteich im Vorgarten, das der LPG als Traditionskabinett 'Ernst Thälmann' für größere Empfänge und Feiern zur Verfügung stand. Jahrelang hatte eine Geschichtskommission zusammen mit dem Museum an der Ausstellung zur Geschichte der sozialistischen Landwirtschaft und zum Lebensweg Ernst Thälmanns gearbeitet, die dann Arbeitskollektiven und Schulklassen als Ausflugsziel diente. In der unteren Etage befanden sich die Küche und der große Gesellschaftsraum, der durch Geweihe an den Wänden und ein rustikales Mobiliar eine Jagdhausatmosphäre verbreitete. In den Schränken standen, z.T. in Kartons verpackt, Gläser, die mit dem LPG-Emblem bedruckt waren: einer Kuh auf grüner Wiese vor schwarz glänzenden Silagen und blauem Himmel. Keiner, auch Frieda Sternberg nicht, wußte offenbar, was mit dem Thälmann-Kabinett geschehen sollte. Ich fotografierte alle Räume und durfte unter anderem ein großes Bild mit prunkvollem imitierten Goldrahmen mitnehmen. Es ist ein Kunstdruck, auf dem Lenin bei einem sonnigen Winterspaziergang in einem Park, umringt von Kindern mit Wollmützen und Skiern, zu sehen ist.

Trage ich damit zur Verharmlosung oder gar Verklärung der DDR-Geschichte bei? Ich weiß, spätestens jetzt werden meine Kritiker einhaken, aber ich denke, es geht bei meinen Recherchen nicht um Moral, sondern um die Chance noch dokumentieren zu können, in welchem Zusammenhang bestimmte Dinge standen und wie sie von den Leuten benutzt und wahrgenommen wurden. Als Fremde, die von außen kommt, habe ich die Möglichkeit, einen ganz anderen Blickwinkel einzunehmen. Natürlich gab es auch unter den Wurzenern solche, die sehr schnell den Trabanten zum Symbol ihrer Verbundenheit mit der DDR-Geschichte entdeckten, Jugendliche, die von morgens bis abends Platten von Manfred Krug und City hörten oder Sammler, die sich schon immer mit der Geschichte Wurzens befaßt haben. Aber vieles aus dem normalen Alltag können auch sie nicht sehen. Dazu, so ein Geschäftsführer in einem Gespräch mit mir im April dieses Jahres, lebe man einfach noch zu sehr im Alten. Vielleicht sei das in fünf Jahren anders. Um Anschauen zu können, sagt auch der Anthropologe Helmuth Plessner, ist Distanz nötig. "Wir nehmen nur das Unvertraute wirklich wahr." Andererseits war ich selbstverständlich auf die Erzählungen und die Informationen meiner Gesprächspartner angewiesen,

denn wie ein berühmter deutscher Dichter wußte: "Man sieht nur, was man weiß." Und so entwickelte sich aus vielen Begegnungen ein gemeinsamer Prozeß des Sichtens und Einordnens individueller Vergangenheiten, von dem beide Seiten profitierten: Mein Gegenüber von dem Interesse, das ich ihm und seiner persönlichen Ge-schichte entgegenbrachte, ich selbst davon, daß ich mehr als sonst Einblick sowohl in private Räume als auch in die Sperrzonen von einst bekommen habe. Ich merkte oft, wie ich meine Interviewpartner mit meinem Interesse ansteckte und dazu anregte, ihrerseits auf Dinge zu achten, sie aufzuheben oder aufzuzeichnen. "Ich könnte selbst ein Buch schreiben" hieß es dann oft. Und wenn ich erzählte, was ich schon zusammengetragen habe, hörte ich nicht selten fast empört: "Das können Sie von mir auch bekommen." Diese Reaktion zeigt natürlich auch den hohen Wiedererkennungseffekt, den das Einheitsdesign und die Massenproduktion in der DDR hatten.

Konkrete Gegenstände aus vergangenen Zeiten sind Medien der Erinnerung - nicht nur für mich. Dennoch gab eine ganze Fülle von Impulsen, mir Dinge zu überlassen. Einiges habe ich schon angedeutet. Der meines Erachtens wichtigste ist die unausgesprochene Hoffnung, daß die Gegenstände durch meine Forschung einen neuen Wert bekommen könnten, noch 'zu etwas nütze' sind. Das kann egoistische Motive haben aber auch uneigennützig im Sinne von: Vielleicht macht sie daraus eine schöne Heimatgeschichte durch die Wurzeln über seine Grenzen hinaus bekannt und zu einem Anziehungspunkt wird. Vielfach wollten die Leute mir auch nur einen Gefallen tun, sich freundlich zeigen. Und tatsächlich habe ich es zu würdigen gewußt als z.B. Katrin, eine junge Bankangestellte mir einmal einige Gegenstände schenkte, die ihrer gerade verstorbenen Oma, die sie sehr mochte, gehört hatten. So werde ich sogar zur Verwalterin von Nachlässen, die an liebenswerte, wenngleich mir unbekannte Personen erinnern. Auch Institutionen wie das Museum oder der neu gegründete Geschichts- und Altstadtverein sind häufig überfordert. Nehmen wir die alte Schmiede von Herrn M., die - weil sie mitten in der Innenstadt lag - Ende 1991 abgerissen wurde und einem neuen Wohn- und Geschäftskomplex weichen mußte. Ich war eine der letzten, die in die Schmiede kam, deren Entstehung bis ins 18. Jahrhundert zurückreicht. Die Werkstatt war so gut erhalten, daß sie komplett oder in Einzelstücken das Kreismuseum entschieden bereichert hätte. Aber die Verhandlungen mit dem Museum sind aus nichtigen, hier nicht weiter erwähnenswerten Gründen, gescheitert. Neben einem befreundeten Schmied der Gegend bin ich nun die einzige, der Herr M. bevor die Bagger kamen, etwas von dem alten Inventar anvertraut hat.

Die Erneuerung des Alltags ging bei weitem nicht in allen Bereichen gleich schnell vor sich. Ich war überrascht über die enormen Bücherberge, die das einstige Leseland DDR für Pfennigbeträge in der Ringelnatzbuchhandlung und in der Stadtbücherei verramschte. In der Bibliothek wurden die kleinen quadratischen und sehr tiefen Pappköfferchen, auf denen mit großen weißen Lettern KREISBIBLIOTHEK 725 WURZEN stand, gleich mitverschenkt. Damit wurden damals die bestellten Bücher in die umliegenden Dörfer transportiert. Der Leiter der Ringelnatzbuchhandlung erklärte mir fachmännisch den Zusammenhang: Früher hatte er Bücher in Stückzahlen bestellt, von denen er von vornherein wußte, daß sie nie ausgeliefert werden, aber in der vagen Hoffnung, er werde auf diese Weise doch

drei Exemplare mehr bekommen. Plötzlich sei die umgekehrte Situation eingetreten: Die Verlage hätten die schon vor Monaten eingereichten hohen Bestellzahlen realisiert aber zu einem Zeitpunkt, zu dem Bücher aus DDR-Verlagen kaum mehr nachgefragt wurden. Da hätten nur noch große Container geholfen. Die nicht absetzbare Ware in Kartons zu verpacken und wegzustellen sei heutzutage eine Frage der Liquidität, denn hohe Warenbestände bedeuten hohe Zinsen. Das betraf auch andere sonst so heiß begehrte Waren des täglichen Bedarfs. In großen Bussen oder eigens dafür hergerichteten Läden verkauften HO, Konsum oder die Betriebe in eigener Regie, alles was noch auf Lager war. Ich fand vieles davon gar nicht so übel und auch für den eigenen Haushalt verwendbar. Geschirrhandtücher und Schreibblöcke für je 50 Pfennig, warum eigentlich nicht? Mit der Zeit hatte ich schon ein gewisses Vertrauensverhältnis zu einer netten Verkaufsstellenleiterin in einem Eckladen hergestellt, in dem wochenlang alte Ware aus Konsumläden verscherbelt wurde. Immer wenn ich vorbeikam, wies sie mich auf neu eingegangene Produkte hin und flüsterte verschwörerisch "Hier, sehen Sie, ich dachte gleich, das ist was für Sie."

Wer aus dem Ausverkauf der DDR-Ware und dem Run auf neue West-produkte allerdings auf eine durchgängige Unterversorgung der DDR schließt, dem sei die Empörung eines Außenhandelsvertreters einer Westfirma, früher Betriebsleiter in Wurzen, nahe gebracht. Neulich habe ihn doch ein junger Mitarbeiter aus dem Westen gefragt, ob er oder möglicherweise Bekannte eine alte Wäscheschleuder und eine alte Waschmaschine, die dieser noch auf dem Boden stehen habe, brauchen könnten. Herr H. blieb ruhig: "Wissen Sie was" will er dem mitdenkenden Kollegen geantwortet haben, "Sie können von mir auch noch drei kriegen. Die habe ich auch noch auf dem Boden." Und zu mir gewandt pocht er darauf, daß, wenn die Konsumgüter auch rar und relativ teuer waren, man ja nun nicht jeden Tag eine Waschmaschine oder einen Kühlschrank brauchte. Ein Fernseher, ein Kühlschrank und eine Waschmaschine, die gehörten, so empörte er sich, doch zum DDR-Standard. Nach dem Austausch gegen Westprodukte, hieß das nicht, sich vom Alten so schnell zu trennen. Stattdessen kam der alte Fernseher in die Datsche und nutzten erwachsene Kinder oder die Ehefrau den alten Trabant als Zweitwagen.

Man erkennt daran schon ein Hauptproblem des Aufhebens: Während für einen Wurzener nach wie vor der Nutzen eines Gegenstands und sein einstiger Kaufpreis darüber entscheiden, was weggeworfen wird, hatte ich dieses Kriterium nicht. Ich hob auf und nahm mit, was ich fand, was mir gegeben wurde und was mit meinen Mitteln ohne großen Aufwand zu transportieren war. Auf diese Weise entstand auf dem Dachboden des Langbeinhauses allmählich ein zweites nicht mehr überschaubares Depot neben dem der Familie D., mein eigenes. Die Grenzen des Sammelns macht ein trockener Kommentar deutlich, den ich bereits bei der Suche nach meiner Kleinstadt Ende 1990 zu hören bekommen hatte. Ich photographierte im sächsischen Oschatz einen großen Ernst Thälmann aus Bronze, als ein älterer Mann, der nicht weit davon auf einer Bank saß, im Brustton der Überzeugung sagte: Den brauchen Sie nicht photographieren, den können Sie mitnehmen.

Inzwischen schreiben wir den 19. Mai 1996, meinen endgültigen Abreisetag. Das Langbeinhaus steht seit einem halben Jahr leer, alle Türen sind verschlossen, die

Fenster sind blind und die verschlungenen Gartenwege inzwischen völlig zugewachsen. Das Museum hat die Biedermeiermöbel schon lange abgeholt. Die alte Frau W. hatte bereits 1993 das lang beantragte Zimmer im Wohnheim für ältere Bürger erhalten. Der Inhaber einer Firma für zeitgemäße Büroausstattung, der als Nachmieter der Frau W. ins Langbeinhaus einzog, mußte bereits zwei Jahre später das Geschäft aufgeben. Die Familie D. hatte Ende 1995 wegen der enorm gestiegenen Miete mit Hilfe eines Förderprogramms der Sächsischen Aufbaubank eine kleine Eigentumswohnung bezogen. Sie befindet sich am Rande von Wurzen in einem der sanierten Plattenbauten, die ehemals von sowjetischen Offizieren bewohnt wurden.

An einem Sonntagvormittag, einige Wochen vor diesem Umzug, war die jüngere Tochter auf die Idee gekommen, mit mir zusammen schon mal die Wohnzimmerschrankwand nach alten Gegenständen auszumisten. Ich war begeistert, Frau D. weniger. Um einige interessante Teile reicher, hatte ich selbst dann Ende 1995 meine Sachen auf dem Speicher zusammengepackt, etwas davon nach Berlin transportiert und einige Kisten und größere Stücke bei Gesprächspartnern zwischengelagert. Meine letzten Wochen im Kreis Wurzen verbringe ich bei Frieda Sternberg in dem Dorf Altenbach. Sie durchforstet mit mir noch einmal etliche Schubladen und Schränke nach Materialien aus dem ZK und bestückt mich außerdem noch mit drei Paar warmen Wollsocken, die sie vornehmlich beim Fernsehen - sie liebt politische Talkshows - strickt. Das Auto ist am 19. Mai bis unter das Dach bepackt, so daß mir die Sicht nach hinten nur über die Seitenspiegel möglich ist.

Während ich Wurzen verlasse, fällt mein Blick auf die Bürgersteige, auf denen sich gerade neue, vielversprechende 'Altlasten' türmen. Es ist die zweite groß angelegte Sperrmüllaktion im Muldentalkreis seit der Wende. Vor wenigen Tagen hatte ich einen abendlichen Spaziergang durch Altenbach gemacht und eher en passant ein paar Dinge vom Straßenrand aufgelesen. Als ich auch kurz bei Dieter und Thea hereinschaute, die einen alten, schon lange geschlossenen Dorfgasthof besitzen, kam sie mir mit den Worten entgegen: "Ich habe schon zu Dieter gesagt, wirf' nichts weg, frag' erst Frau Schlegelmilch". Draußen ermutigte mich ein Rentnerehepaar: "Ja, nehmen Sie's nur mit. Es ist ja schade drum. Früher, da ist nichts weggekommen und heute schmeißen 'se alles weg." Für einen Moment an diesem 19. Mai zögere ich, ob ich ein letztes Mal anhalten soll. Nein, denke ich, die Kisten sind gepackt, einen zweiten Abschied gibt es nicht. Wehmütig und entschlossen zugleich fahre ich weiter.